

REPORTAGEN

MIT GUTSCHEINEN

ANN ESSWEIN, PASCALE MÜLLER

Meine Oma ist dein Job

Pflegerinnen aus Osteuropa arbeiten für wenig Geld rund um die Uhr.

S.11

AMIR HASSAN CHEHELTAN

Hundejagd in Teheran

Die Polizei ist hinter den Vierbeinern her. Jetzt wehren sich die Besitzer.

S.27

DAVID VAJDA

Hexenwahn in Guatemala

Maya-Heiler oder Teufel? Gerüchte werden Don Domingo zum Verhängnis.

S.43

MARZIO G. MIAN

AKW to go

Es schwimmt neben der Schule und garantiert Sibirien eine strahlende Zukunft.

S.63

MONA ABOUISSA

Kairo kann mich mal

Mubarak, Arabischer Frühling, Islamisten – die Autorin surft durch das Land am Nil.

S.77

DIE HISTORISCHE REPORTAGE

IN DER ZONE 1986

SWETLANA ALEXIJEWITSCH

S.100

MARZIO G. MIAN

AKW to go

**Wie ein
Raumschiff
glitzert das
Kraftwerk auf
dem Eis.**

Das ganze Städtchen redet von seinen Hennen. Wenn Alexej Koriapow zwischen den Käfigen umhergeht, bewegt er sich selbst wie ein Hahn, sein blonder Schopf ein Hahnenkamm. Stolz betrachtet er seine tausendfünfhundert Hühner, verteilt zärtliche Schläge auf den Schnabel. Im September 2019 seien die Küken mit dem Schiff aus Wladiwostok gekommen, erzählt er, über die Beringstrasse. Früher, bevor Alexej sein geniales Startup gründete, musste man in Pewek für zwölf Eier 600 Rubel bezahlen, fast sieben Euro – bei einem monatlichen Durchschnittseinkommen von 165 Euro. Mehr als für den Kaviar der Fische aus dem Fluss Kolyma, in dem gleichnamigen Distrikt, wo einst die stalinistischen Gulags lagen. Früher kamen die Hühnereier aus dem russischen Inland, einmal pro Monat per Frachtflug oder per Schiff über den eisigen Arktischen Ozean. Heute kosten die Eier nur noch die Hälfte. Der 37-jährige Alexej zeigt sich gerührt: «Die Mütter fallen mir um den Hals, endlich, sagen sie, können sie ihren Kindern ein ordentliches Frühstück zubereiten. An die Schule, das Krankenhaus und das Seniorenheim geben wir die Eier zu einem symbolischen Preis ab. Meine Eier sind ein Zeichen der Hoffnung, die Dinge kommen in Bewegung», sagt er.

Im Stall herrschen 21 Grad. Der scharfe Geruch nach Hühnern und Futter erstickt einen fast, Stromkabel hängen wie Girlanden von der Decke, verklebt mit Spinnweben und weissen Federn. Draussen sind es minus 35 Grad, über der vereisten Steppe verblasst bereits das perlfarbene Mittagslicht, verschluckt von einer dunklen Polarnacht. Wie Alexej erzählt, waren er und sein Cousin Viktor arbeitslos, auch sie konnten sich keine Eier leisten. Aber obwohl sie nicht einmal ein Bankkonto besaßen, erhielten sie durch ein Moskauer Entwicklungsprogramm, das vor zwei Jahren für den fernen Osten beschlossen wurde, einen zinslosen Kredit. Zur Verdeutlichung zeigt Alexej auf ein Foto von Wladimir Putin, mit einem Nagel in einer Mauerritze befestigt. «Und bald vergrössern wir uns. In drei Jahren wollen wir fünftausend Hühner haben. Es kommen jetzt viele Leute. Das Glück ist auf unserer Seite», sagt er fast feierlich.

An jenem 14. September 2019 trafen nicht nur Alexejs Küken in der 1967 gegründeten Hafenstadt ein. Nicht minder symbolisch für den Wandel der nördlichsten Stadt Russlands ist das Einlaufen der «Akademik Lomonossow», des ersten schwimmenden Atomkraftwerks der Welt. Man hat es über sechstausend Kilometer von Murmansk nach Pewek geschleppt, wo es nun verankert ist, um die Energie für den Wettlauf um das Gold zu liefern, das in Tschukotka liegt, am äussersten Zipfel Sibiriens.

Pewek liegt unweit der Beringstrasse, in einem Grenzgebiet mit Sonderregelungen. Für Nichtrussen ist es sehr schwierig, in diese verbunkerte Gegend zu gelangen, und was für russische Journalisten schon eine Herausforderung ist, ist für ausländische praktisch unmöglich. Doch nach einem Jahr mit zig Ablehnungen, vom Aussenministerium bis zum russischen Geheimdienst FSB, finden wir ein winziges Schlupfloch in der Hochsicherheitsbürokratie, und plötzlich sind wir da: unerwünschte Gäste in einer Gegend, wie es sie auf der Welt kein zweites Mal gibt. Noch dazu im ungünstigsten Moment: als direkte Augenzeugen von «Tschernobyl on ice», wie Greenpeace das Schiff aus Stahl und Reaktoren nennt. Doch Alexej ist überzeugt, dass alles gutgehen wird. Er sieht eine enge Verbindung zwischen beiden «Unternehmungen»: «Wie die Hühner und die Eier bedeutet das Kraftwerk Fortschritt, neue Arbeitsplätze, neue Familien. Und wer will morgens kein frisches Frühstücksei?»

Als wir die Schule in Pewek besuchen, ist gerade Pause. Im Flur ein Berg aus Schneeanzügen. Draussen weht ein eisiger Nordwind, es sind mindestens vierzig Grad minus. Die Zeit zwischen den Stunden verbringen die 512 Schülerinnen und Schüler der Mittel- und Oberstufe in Grüppchen, meistens, typisch Pubertät, nach Geschlechtern getrennt. Aus der grossen modernen Küche duftet es bereits nach dem Mittagessen (Heilbutt-Kohlrabi-Suppe). Die Direktorin, Elena Stepanowa, unterrichtet russische Literatur. Ungefähr fünfzig Jahre alt, grosse grüne Augen, freundliches Gesicht, umrahmt von kastanienbraunem Haar. Ihr Büro ist mit Fotos von Schülerinnen und Schülern geschmückt, die bei Wettbewerben gewonnen haben. Die Direktorin selbst ist auf keinem Bild zu sehen, sie ist bescheiden, spricht nie von sich, aber man spürt ihre Autorität: Niemand in der Stadt werde so respektiert wie sie, ist zu hören. Und das weniger, weil sie im schönsten Gebäude der Stadt sitzt – was angesichts des erschreckenden allgegenwärtigen Verfalls nicht schwierig ist –, sondern weil sie «Herz und Seele von Pewek» repräsentiert, eine Institution für Jugendliche, fern von Alkohol und zerrütteten Familien, einen Zufluchtsort, eine Oase. Auch in der Schule hängt ein Foto von Putin, ebenso wie vom Ölmagnaten Roman Abramowitsch, der, ehe er den FC Chelsea übernahm, Gouverneur von Tschukotka war. Die Provinz des russischen Reiches wurde ihm von seinem Freund oder Geschäftspartner im Kreml übergeben. 2005 hat er «aus eigener Tasche», wie Elena sagt, die neue Schule bezahlt.

Die Flure der drei Etagen sind mit pastellfarbenen Fresken ausgestattet, die russische Persönlichkeiten aus Kunst und Geistesleben

zeigen, in surrealen Situationen. So hat etwa der Poet Puschkin einen Heidenspass beim Fahren im Seitenwagen eines Motorrads. Auch Tschukotka wird nicht in Stereotypen präsentiert. Inspirationsquelle der Bilder sind Texte von Dichtern und Schriftstellern, etwa dem grossen Juri Rytchëu. Der Sohn eines Schamanen galt mit als mächtigste Stimme der sowjetischen Literatur, ehe Putins Politik ihn aussortierte. Elena spricht begeistert von ihm, aber nur im Flüsterton, wie von einer geheimen Liebe. Abramowitsch habe das Tabu gebrochen, so Elena, und einen ihrer Lieblingsromane, *Skitanija Anny Odintsovoj*, «Die Reise der Anna Odinzowa», neu herausgebracht. Aber nur für die Schulen in Tschukotka.

Die Direktorin erzählt von ihrer Schule, als wäre sie die Eremitage in St. Petersburg oder das Bolschoi-Theater in Moskau. Doch wir sind in Pewek, in Tschukotka, in der nach der Antarktis und der Sahara am dünnsten besiedelten Region der Welt. Die Wirtschaftskrise, die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wie eine Lawine ins Rollen geriet, ist in Tschukotka besonders heftig zu Tal gedonnert. Von 140 000 Einwohnern im Jahr 1991 schrumpfte die Bevölkerung auf heute ungefähr 50 000. «Bis 1989 lebten hier in Pewek fast 15 000 Menschen», erzählt Elena. «Es gab drei Schulen und zwei grosse Oberschulen für die Kinder aus den tschuktschischen Dörfern. Pewek zählte mehr Forscherinnen und Wissenschaftler als die Universität in Moskau. Sie kamen her, um die Bodenschätze zu erforschen, oder sind geblieben, als die Gulags geschlossen wurden, so wie mein Grossvater. Aber in den neunziger Jahren litten wir Hunger, es gab keine Milch, wir assen Kartoffelschalen, Kerzen waren reiner Luxus.»

Heute, versichert Elena, sei bei den nicht einmal mehr fünftausend Bewohnern «das Adrenalin zurückgekehrt. Junge Geologen und Ingenieure kommen mit ihren Familien. Jetzt haben wir Internet, dank eines neuen Satelliten, der zur Abdeckung von Ostsibirien extra ins All geschossen wurde, man baut Strassen. Pewek wird gerade zum Symbol der arktischen Entwicklung: Hier wird einer der wichtigsten Häfen der neuen Polarroute liegen, die Abkürzung zur Globalisierung. Das ist die heutige Herausforderung des hohen Nordens, ähnlich wie früher zu Zeiten der sowjetischen Pioniere. Wir sind wieder als Hauptfiguren im Spiel, wir sind nicht mehr die Ausgestossenen der Menschheit.»

Vom Flur klingt Klaviermusik herüber. Wir befinden uns im zweiten Stock, auf der Seite, die auf den Hafen und die Tschaunbucht geht. Das möchten wir uns näher anschauen, aber Elena sagt, im Ballettsaal finde gerade eine Probe statt, es wäre nicht so günstig ... Doch nach

kurzem Zögern öffnet sie vorsichtig eine grosse Tür und lässt uns hineinspähen. Die fünf Mädchen lassen sich nicht stören und tanzen weiter zur Musik von Alexander Skrjabin's *Prométhée*. Wir haben es, ohne es zu kommentieren, schon aus den nördlichen Fenstern im dritten Stock gesehen, aber von hier wirkt es noch eindrucksvoller: das Funkeln und Glitzern der «Akademik Lomonossow» auf dem Eis.

Wie ein Überseedampfer scheint das Atomkraftwerk die Dunkelheit zu durchschneiden und direkt auf die Schule zuzufahren. Es ist vielleicht fünfhundert Meter weit entfernt, in drei Meter dickem Packeis gefangen. Unser Blick trifft den der Direktorin, sie hat längst begriffen, warum wir hier sind. «Man sagt uns, das Schiff sei sicher. Und warum sollten wir das nicht glauben? Wir durften an Bord gehen, sie haben den Kindern erklärt, wie alles funktioniert, alle Fragen beantwortet, uns den Fitnessraum und das Schwimmbad gezeigt. Was sollte ich machen? Jetzt ist es so. Aber gehen wir zurück, da können wir in Ruhe reden.»

Pewek ist nur per Flugzeug erreichbar (wenn das Wetter es zulässt, einmal wöchentlich von Moskau, mit Zwischenhalt in Jakutsk). Niemand kann sich den Kontrollen entziehen. Auf dem kleinen Flughafen werden wir von sechs Beamten, FSB-Leute, ausführlich befragt. Wir haben eine Einreiseerlaubnis, trotzdem halten sie Namen und Anschrift von Verwandten und unsere Aufenthaltsorte der letzten Monate schriftlich fest. Auch unser Gastgeber, Igor Ranaw, Kleinunternehmer und Tschuktsche, wird befragt. Er ist Ansprechpartner für die indigene Bevölkerung der Region und ein bekannter Aktivist, er kümmert sich um Beschwerden über Wahlunregelmässigkeiten oder den Ärger über die Regierung in der Hauptstadt Anadyr.

In den folgenden Tagen nutzen wir die halbe Stunde Helligkeit, die uns vergönnt ist, um mehrmals eine Drohne über Pewek aufsteigen zu lassen. Schliesslich wagen wir uns weiter vor und überfliegen das Atomkraftwerk viermal von verschiedenen Seiten. Wir nähern uns dem Kahn, diesem eckigen Kasten in den Farben der russischen Flagge, bis auf wenige Dutzend Meter. Aber nichts passiert. Schafft es hier wirklich keiner, eine Drohne aufzuhalten, nicht einmal das bewaffnete «Fort» im östlichen Hafengebiet mit seiner modernen Radaranlage? Wie gut ist das Schiff wirklich gesichert, und welche Eingreifmöglichkeiten gibt es bei einem feindlichen Angriff oder einem Atomunfall?

Die Rede ist von dem elften russischen Atomkraftwerk, dem nördlichsten der Welt und dem ersten mobilen Meiler, der je in Betrieb

gegangen ist. Die 21 500 Tonnen schwere Plattform ist 144 Meter lang, 30 Meter breit und verfügt über zwei Reaktoren für schwach angereichertes Uran, die mit 70 Megawatt Nennleistung eine 100 000-Einwohner-Stadt vierzig Jahre lang mit Strom und Wärme versorgen können. Schon in den sechziger Jahren geisterte die Idee eines Kraftwerks-to-go durch die Köpfe, die USA liebäugelten ebenfalls lange damit. Doch auch die Russen verwarfen die Idee aus Wirtschafts- und Sicherheitsgründen schliesslich.

Aber auf Putins ausdrücklichen Wunsch hin hat die staatliche russische Atomgesellschaft Rosatom das Zögern beendet und zehn Jahre Arbeit und mindestens 450 Millionen Euro Staatsgelder (zehnfach so viel wie für ein herkömmliches Atomkraftwerk) investiert. Moskau betrachtet diese Reaktoren als einzige mögliche Lösung, um entlegene Regionen in der russischen Arktis mit Energie zu versorgen, dort Mineralien und fossile Brennstoffe abzubauen und den Städtebau zu fördern. Darum ist eine ganze Flotte von Meilern im Bau, die dereinst in den Häfen entlang der sogenannten Northern Sea Route, dem nördlichen Seeweg, der früheren Nordostpassage, vor Anker gehen soll. Wie der Kreml und Rosatom angekündigt, sollen allein in Tschukotka weitere fünf Kraftwerke (zwei bis 2024) in Betrieb gehen. Geschätzter Kostenpunkt: 2,25 Milliarden Dollar.

Jan Haverkamp, Atomexperte bei Greenpeace, hat zuletzt Alarm geschlagen: «Das ist kein U-Boot oder Eisbrecher, das ist ein manövrierunfähiger Kahn», sagt er. «Was, wenn sich die Verankerung löst, sich ein Eisberg nähert oder das Kraftwerk unter Eisgeschiebe begraben wird? Die Arktis erwärmt sich dreimal schneller als der Rest der Welt. Die sich beschleunigende Eisschmelze führt zu völlig neuen Bedingungen, das Meer wird immer gefährlicher, die Stürme können eine unvorhergesehene Gewalt entfalten. Und auch wenn Rosatom den Fall eines möglichen Tsunamis theoretisch berechnet hat, was wird dann wirklich passieren? Russland hat viel Erfahrung im Bereich der Atomkraft, aber auch mit Katastrophen. Wir wissen, was es heisst, einen Atomunfall an Land in den Griff zu bekommen – doch auf dem Meer? Zwar ist die Radioaktivität des AKWs hier 25-mal schwächer als in Tschernobyl. Doch die Folgen eines Atomunfalls, so Jan, würden durch die arktischen Winde und die Meeresströmungen in Sibirien zigfach verstärkt: «Das wäre das Ende für eines der empfindlichsten Ökosysteme der Erde.»

Die Fenster der Wohnung von Valentin Poskotinow gehen auf die Tschernobylstraße. Die Strasse verläuft quer durch Pewek, parallel zum Packeis. Eine Laterne taucht die Leninstatue in gelbliches Licht. Am

halboffenen Fenster raucht Valentin gerade eine: Wenn der 65-jährige Geologe den Kopf einen Moment nach draussen streckt, sind seine Nasenhaare und dichten Augenbrauen sofort weiss. Wieder im Warmen, taut das Eis. Zwischen zwei Zügen stellt Valentin immer wieder dieselbe Frage: «Wo bitte sehr auf der Welt liegt ein Atomkraftwerk nur fünfhundert Meter von einer Schule entfernt, wo bitte?», fragt er. «Zum ersten Mal habe ich Herr Iwanow von Rosatom das an dem Abend gefragt, als man das Projekt der Bevölkerung erläuterte. Damals sagte man uns, das Projekt werde nur weiterverfolgt, wenn die Leute damit einverstanden seien. Dabei schütteten sie bereits den Beton für die Mole auf, an der das Kraftwerk ankern sollte. Herr Iwanow hat auf meine Frage nicht geantwortet.»

Auch unser Gastgeber Igor Ranaw war an jenem Abend dabei. Er gehörte zu den wenigen Tschuktschen im Saal und war für die Plattform: «Ich dachte, ganz gleich, was kommt, das ist besser als nichts, noch schlimmer kann es für mein Volk nicht werden.» Seiner Ansicht nach hat man der Bevölkerung das Messer an die Brust gesetzt: entweder Atomenergie oder noch 75 Jahre lang Russ vom alten Kohlekraftwerk mitten in Pewek in den Lungen. Man braucht nur in einem flüchtigen Moment opalen Lichts den Hügel zu besteigen, um zu begreifen, was Igor meint: In einer Landschaft aus bröckeligem Beton ist ein rauchendes Schrottgewirr zu sehen, über dem Raben kreisen, und gleich dahinter ein glitzerndes Raumschiff auf dem Eis, auf hinterhältige Weise sauber.

Irgendwann kommt die Rede natürlich auf den Oligarchen Roman Abramowitsch, der von 2000 bis 2008 Gouverneur von Tschukotka war und heute in Pewek, aber auch in den Dörfern mit indigener Bevölkerung wieder überraschend aktuell ist. Abramowitsch fühlte sich dem hohen Norden emotional verbunden, seine Grosseltern hatten im Gulag gesessen. Aber vor allem war das ein Geschäft unter Freunden. Der Ölmagnat hatte mehr als alle anderen in den Ex-KGB-Mann Putin investiert, und dafür erhielt er vom neuen Zaren die entlegene arktische Provinz. Nur wenige konnten das damals verstehen, Tschukotka war das Armenhaus Russlands. Um die Staatskasse zu füllen, verlegte Abramowitsch drei Ableger des Erdölkolosses Sibneft nach Anadyr. Aus deren Steuern finanzierten sich 80 Prozent des Haushalts der autonomen Region.

Die Vorteile liessen nicht auf sich warten. Besonders in Pewek. Neben der Schule, dem Krankenhaus und einem neuen Rathaus entstanden in den 2000er Jahren zahlreiche einfache und luxuriöse Wohn-

anlagen, neben denen die leerstehenden sowjetischen Wohnkomplexe, in denen jetzt Hunderudel hausen, noch gespenstischer wirken. Und auch die indigene Bevölkerung, 14 000 Tschuktschen, die als Rentierhirten in den einsamen Dörfern der Steppe lebten, konnten sich teilweise aus den Tiefen ihrer Flaschen befreien, in denen sie ihre Verzweiflung zu ertränken versuchten. Von 2000 bis 2010 stieg die durchschnittliche Lebenserwartung der Tschuktschen von 34 auf 38 Jahre.

«In Wahrheit zahlte Abramowitsch die Steuern an sich selbst», sagt Valentin. «Er kaufte dem Staat, also sich selbst, für einen Apfel und ein Ei riesige Gebiete ab, in denen sowjetische Geologen wie ich Bodenschätze gefunden hatten. Hier befinden sich die grössten Kupfer- und Goldlagerstätten der Welt.» Und sie gehören nun Abramowitsch. Etwa das Gebiet von Baimsky, wo schätzungsweise über neun Millionen Tonnen Kupfer und 16,5 Millionen Unzen Gold im Boden liegen. Und vor allem die Lager von Pesanka, im Distrikt Bilibino, wo man 23 Millionen Tonnen Kupfer und über 2000 Tonnen Gold fördern will. «Das haben alles wir entdeckt, wir waren junge Leute mit Idealen, monatelang lebten wir in der Steppe, ernährten uns nur von Beeren und Hasen. Auch noch andere Fundstätten mit Gold, Kupfer, Platin, Wolfram, die nun abgebaut werden, haben wir entdeckt, etwa in Majskoe oder Kupol», sagt Valentin. «Der Distrikt Bilibino ist das neue Klondike, viel grösser als die Stätten in Alaska, aber um echten Reichtum zu generieren, braucht man Energie, viel Energie.»

Roman Abramowitsch hat Tschukotka eigentlich nie verlassen. Darum ist die «Akademik Lomonossow» nach Pewek gekommen. Und darum wird der Hafen der Stadt jetzt mit Geldern aus Kasachstan und China gigantisch erweitert. Er soll zum strategischen Hafen auf der Nordpolarroute werden, die die Chinesen die neue Seidenstrasse nennen. Dank schmelzender Pole wird die Durchfahrt immer einfacher. Und auch dank neuer Containerschiffe mit Nuklearantrieb, die ganzjährig ohne Eisbrecher fahren. Derzeit werden auf der Route 40 Millionen Tonnen Güter und Rohstoffe von und nach Asien transportiert – vor allem Flüssiggas aus den Lagerstätten in Yamal. Nach Plänen des Kremls sollen sich die beförderten Mengen bis 2026 verdoppeln. Der Umschlag im Hafen von Pewek ist seit 2018 jedes Jahr um hunderttausend Tonnen gestiegen. «Das Gold und Kupfer von Abramowitsch landet in China», sagt Valentin. «Sie fahren durch die Beringstrasse und laden ihre Schiffe voll.»

Auch von Igors Wohnung aus, ungefähr hundert Meter von der Schule entfernt, blickt man auf die grellweissen Lichter der «Akademik

Lomonossow». Doch ihr Anblick belebt nur Igors Hang zu grossen Ideen, er malt sich aus, wie sich die Region bald von der ständigen Überwachung, «noch schlimmer als in der Sowjetunion», befreien könnte, er denkt an den Kauf einer Cessna, mit der er einen Flugtaxidienst nach Anadyr oder Bilibino anbieten könnte, oder an den Bau eines Gewächshauses für Gemüse. Wie alle Tschuktschen hat er früher als Rentierhirte in der Steppe gelebt, aber sein Unternehmergeist, ob im Bau- oder Beerdigungswesen oder im Alteisenhandel, führte ihn aus dem Elend und machte ihn nach den Masstäben seines Volkes reich.

Einige Male war er auf der anderen Seite der Beringstrasse, in Alaska. Bis vor 13 000 Jahren konnte man zu Fuss auf die andere Seite gehen, die Landschaft war dieselbe. Die Häuser errichtete man mit denselben Pfahlbaumethoden im Permafrost, und auf beiden Seiten führt der tauende Permafrost jetzt zu denselben Problemen: Küstendörfer rutschen ab, auf den Friedhöfen tauchen Leichen auf, die jahrhundertlang dort lagen. Bis 1867 gehörte Alaska dem Zaren, dann wurde es für heutige 125 Millionen Dollar an Amerika verkauft. Also ungefähr für den Wert von vier Tagen Erdölförderung an der Prudhoe Bay. Im Kalten Krieg wurden alle Verbindungen zwischen den Tschuktschen und den Inuit in Alaska gekappt. In der Reagan-Gorbatschow-Ära Ende der achtziger Jahre schien es einen kurzen Moment so, als könnte die «Bering-Mauer» fallen. Kulturaustausch wurde gefördert, Besuche wurden erlaubt, es gab sogar eine Flugverbindung. «Man kann es auf der Karte sehen: Es sind zwei Nasen, die sich aneinanderreiben. Wir sind Zwillinge, die man getrennt hat», sagt Igor.

In Nordalaska liegt das Durchschnittseinkommen bei 1500 Dollar im Monat, und die indigene Bevölkerung erhielt über eine Milliarde Dollar Entschädigungszahlungen für erlittene Verfolgungen. In der Region North Slope, wo die Inuit die Mehrheit stellen und die produktivsten Erdölfelder liegen, werden dreizehn an der Wallstreet notierte Gesellschaften von Inuit geführt. Auch in Nordalaska ist der Alkoholismus eine Plage, aber beim «Zwilling» in Tschukotka wird (laut dem Gesundheitsministerium in Moskau) sogar sechsmal so viel getrunken wie durchschnittlich in Russland, das ja nicht gerade für seine Abstinenz bekannt ist.

Igor rührt keinen Alkohol an, er trinkt literweise heissen Tee, ein stattlicher Mann voll unbändigem Lebensdurst. Die Ehefrau wechselt er ungefähr alle drei Jahre, pflegt aber zu allen Ex ein gutes Verhältnis, ständig ist er am Telefon, um seine komplizierten Beziehungen zu regeln. Vor ein paar Jahren hat Igor einen riesigen alten

Geländewagen, der einst in den Zinnminen im Einsatz war, in die Finger gekriegt und geschickt in einen Überlandbus umgebaut, mit dem er 15 Personen über die *zimniki*, die Eis- und Schneepisten der Region, fahren kann.

Bis nach Rytkitschi, eine Siedlung mit 500 Tschuktschen am Ende der Tschaunbucht, im feuchten Mündungsgebiet dreier Flüsse, waren wir drei Stunden unterwegs. Die Rentiere verbringen dort ihre Sommer, und ein Dutzend einheimischer Fischarten, darunter der «prähistorische Lachs», geniessen dort ihr sauberes Reich. Mit dem Motorschlitten besuchen wir den Gemeindevertreter Sascha Prokopojew in seinem *balok*, einer Kabine auf Ski mit Kerosinofen, in der er sich beim Eisfischen wärmt. Wenn die Fische aus dem Loch kommen, brutzeln sie in der Kälte sofort, als hätte man sie lebend in heisses Öl geworfen. Sascha bestätigt uns, dass am Kap Naglejny, von den Tschuktschen «Schoss der Welt» genannt, ein neuer Hafen für Abramowitschs Kupfer und Gold geplant ist. Genau dort, wo die Hirten aus Rytkitschi ihre 25 000 Rentiere hinbringen, damit sie sich vor dem Werfen Fett anfuttern können. «In fünf Jahren wird es die Weiden nicht mehr geben», sagt er. «Sie werden ebenso verschwinden wie die Rentiere und die Dörfer, denn ohne Rentiere gibt es in der Steppe kein menschliches Leben.» Moskau hat für den Hafen schon eine Milliarde Euro bereitgestellt. «Sie könnten den Hafen von Pewek benutzen, aber so sparen sie 400 Lkw-Kilometer. Die Strasse behindert die Wanderung der Rentiere, ausserdem leiten sie den Lauf der Flüsse um, wo unsere Fische laichen. Und beim Goldschürfen wird Zyanid eingesetzt, das in die Gewässer gelangt. Für uns geht es nicht um die Frage, wem die Steppe gehört, sondern um die Frage der Verantwortung.»

Die Gemeinden haben einen Brief an die Uno geschrieben und sich auf die Erklärung zu den Rechten indigener Völker berufen. Hier steht Igor ganz vorn, hier sind wir nicht in Pewek unter Russen, das hier ist seine Heimat, sein Volk. In Naglejny sollen fünf Plattformen wie die «Akademik Lomonossow» ankern. «Mit Abramowitsch hat sich unser Leben zweifellos verbessert», sagt Sascha. «Seine Leute haben Nahrungsmittel verteilt, bei jeder Wahl in Rytkitschi kamen sie mit Bügeleisen, Fernsehern und Kinderspielzeug an. Aber eigentlich hat er uns gerupft wie die Hühner. Mag sein, dass er eine Milliarde investiert hat, aber dafür hat er zehn, zwanzig, wer weiss das schon genau, genommen. Abramowitsch hat uns mit Glasperlen gekauft und dafür Tschukotka bekommen. Heute sind wir nur noch fünfhundert Störenfriede auf ihrer Scheissstrasse.»

Igor versichert, dass sie ihr Land verteidigen werden, koste es, was es wolle: «Abramowitsch kennt unsere Geschichte.» Im 16. Jahrhundert haben die Kosaken versucht, den *jasak*, eine Abgabe, einzufordern, mussten aber übel zugerichtet abziehen. Auch Peter der Grosse wollte die Tschuktschen unterjochen und musste dafür bezahlen. Der anschließend unterzeichnete Friedensvertrag erlaubte es den Stämmen, die Höhe der Abgabe selbst zu bestimmen. Die Oktoberrevolution von 1917 fand in Tschukotka erst im Oktober darauf ihren Niederschlag, die beiden bolschewikischen Emissäre wurden am zweiten Tag ihrer Machtübernahme beseitigt.

Leider können wir die Schuldirektorin Elena Stepanowa nicht noch einmal treffen. Kurz vor unserem zweiten Termin, für den ein Gespräch mit einigen Schülern geplant war, teilt sie uns mit, die Polizeizentrale habe ihr «empfohlen», von einem weiteren Treffen abzuweichen. Sie hätte uns tausend Gründe nennen können, aber sie hat es vorgezogen, die Wahrheit zu sagen. Wir kennen das schon, viele Interviews wurden im letzten Moment abgesagt. Und die Leute, mit denen wir sprechen konnten, haben, so wissen wir, Besuch von offizieller Stelle erhalten. An unseren letzten Tagen werden wir verfolgt, observiert und mehrfach befragt.

Beim dritten Mal kommen sie morgens um sechs zu Igor. Eine junge Beamtin erklärt uns brüsk, unter der gestrigen Befragung würden die Unterschriften fehlen, man müsse den Bericht vollständig nach Anadyr schicken. Wir verlangen, dass man uns unsere Erklärungen noch einmal vorlegt, und entdecken eine Ergänzung: «Ziel unserer Reise ist die Dokumentierung der Flora und Fauna von Tschukotka». Die Behörden wären damit berechtigt, unser Material zu beschlagnahmen, da dieses offensichtlich nichts mit Pflanzen zu tun hat (im tiefsten Winter!). Igor filmt mit dem Handy, wie man uns zwingen will, unsere Unterschriften unter den Bericht zu setzen. Ein paarmal eskaliert die Situation, aber dann gehen sie doch. Wir beeilen uns, zum Flughafen zu kommen, obwohl wir viel zu früh sind. Einen Moment vor dem Abflug steigt ein Soldat ins Flugzeug und kommt geradewegs auf uns zu. Man will sichergehen, dass wir Tschukotka tatsächlich verlassen.



Abonnieren Sie *Reportagen*.
Weltgeschehen im Kleinformat.
www.reportagen.com